

Tempo

Der See „Klopfendes Herz“

Von Colin Ross

Lia zwischen Brüdern

ROMAN VON EDMUND SABOTT

(Manfred Neuhoff)

esterkonzert
...
Radio
...
Achtung
...
Abend
...
Die Fischer
...
Die Fischer
...
Die Fischer
...
Die Fischer
...

Manapouri (Neuseeland), im Mai
fahren wir?
Ich stehe aufrecht und starre in hellen
Licht. Es ist Nacht, aber aus einem
Legenwoher? „Nimm dieses helle
Licht. Es muß der Abgrund sein, unter
der See, von dem die Helle strahlt.
Es ist der See, Manapouri, das
„Klopfende Herz“, wie ihn die Maoris
nennen. Aber fahren wir? Käufst du
den?
Schließlich weicht der Traum, und ich
stehe das Fenster, das wie ein leuchtendes
Transparenz zwischen die Finsternis
der Zimmerwände gespannt ist. Ich
jagende Fröhlichkeit vom Bluff herüber,
in das Herz des fjordlandes, diese
Welt in ununterbrochenem Regen.
Der grandiose Weg, durch Schlamm,
den Flüsse, an Abgründen vorbei, hat
Menschen die in den Schlaf hinein
stürzt und nicht zur Ruhe kommen
lassen.
Es scheint mir, als ob ich die schlafenden
Körper zurücklassen lassen, aber irgend-
was fällt mir aufrecht, läßt mich
gebannt auf das leuchtende Bier-
korn, das von der Märschenstelle
draußen einen schmalen Ausschnitt
des nachts dunklen Himmels leuchtet.
Es wird der Mond sein, denke ich,
der hinter den lebenden Nebeln steht
und die brennenden Sterne des
Himmels, deren Glanz der See reflektiert.
Aber nein, es regnet so noch,
ununterbrochen tropft es auf das
Dachdach, das was unter den Schlei-
nen eines unermüdlichen Trommeters
monotonem Rhythmus tönt.
Es war während, als wir hier an-
kamen, während über den entlosten
Hügel, der uns verfolgt, seitdem wir
die wasserfallige Küste verlassen haben,
schon alles sollten wir mit einem
Schritt für alle die Trockenheit ent-
schieden werden, die wir im Innern des
kontinentalen erlebten. Aber
ich und Olegar legten sich sofort, als
wir eintraten. Es gibt eine Sand-
düne, bei der es gleichgültig ist, ob die
Tropfen scheint oder ob es regnet, eine
Sanddüne, die einen groß macht und
eine Sanddüne, bei der man sich
auf den Händen faßt.
Ich bin zwanzig Jahre meines Le-
bens gewöhnt. Ich glaube, ich habe so
schon alles Götter gesehen, das die
Welt bietet. Ich bin in vielen Ländern
gewesen, nach denen mich die Sehnsucht
immer wieder zieht. Aber ich habe noch
etwas gefunden, von dem ich hätte in-
nen können: nun ist es genug, hier
sollte ich bleiben, für immer und im-
mer. Noch keines, bis heute.
Es regnete, als wir am Stande des
Klopfenden Herzens standen. Wir
haben am Auslaß des Sees. Am Ufer
war das Wasser still und glasartig. Man
sah hinunter in Tiefe ohne Grenzen.
Darin lagerten sich die wasser-
reichen Räume, die über das Wasser hingen
und ausfahlen wie riesige, etagen-
artige Klippen.

Die alten Bäume hier waren wie die
Boriposten der menschlichen Wälder, die
am anderen Ufer des Flusses aufmar-
schierten. Sie marschierten aus den
ganzen riesigen See herum und hingen
hügelan, hügelal die Berge hinauf, die
den Horizont einrahmten, bis das
schimmernde Weiß der Eisgrate ihnen
den weiteren Anstieg verwehrte.
Wir standen an der Grenze des großen
Schweigens. Einzig Kilometer
waren wir die diesem einsamen Raum
am See gefahren, ohne eine menschliche
Gedienung, ohne ein Zeichen menschlichen
Lebens zu treffen, und vor uns war
bis ans Meer hin nur der eine un-
endliche Bergwald. Nicht Weg noch
Steg war auf der Karte eingezeichnet,
die noch die ominösen leeren Flecke mit
dem mysteriösen „Unersucht“ anwies.
In jedem von uns Europäern, aus
Westlern, aus Männern der Maschine,
des Tempos, der Unrast, lebte so noch
auf dem Grunde des Herzens die Seh-
nsucht nach der großen Ruhe, dem Ein-
klang, des Eingehens in die Heimat der
Seele. Alle Träume von den glück-
seligen Inseln, von den Schilddrüsen-
diäten haben hier ihren Ursprung.
Dieses Schilddrüsenparadies gibt es aber
es liegt nicht auf den tropischen Inseln,
wo man sich als bisher hoch-
halten; denn sie alle bergen für den
weißen Mann das tödliche Gift der
Verstoffung. Nein, diese glückseligsten
Insel der Glückseligkeit liegt es auf der
Welt und blüht in den Menschen
des Nordens die nie Heimat der
grünen Inseln Wälder wiederfinden, die
unter Gärten und Feldern und
Bahnen und Luftstrassen begraben
liegt.
Renate war die erste, die unser
altes Gedanken zuerst Ausdruck gab:
„Oh, warum bleiben wir nicht hier?“
— Sie stand auf dem äußersten Fel-
den der Welt und schielte abwärts und
sah sich an, und ein wenig atem-
los, wie eine Diana, die den Fels
bis an den See geleitet hat, und tat-
sächlich führte eine Fährte zu ihren
Füßen bis ins Wasser. Es wimmelt
hier ja von Fischen und Maritima und
Schalen so sehr, daß die Farmer unten
in den Tälern über die „Best“ lan-
men, die von den Bergen herunter-
rollen und ihre Weide gefährdet. Aber
sie können ihrer nicht Herr werden,
trotzdem der Ackerbau frei ist und man
hier Fische abfängt, wie bei uns
Salen.
(Zweiter Artikel folgt)

**Vom Aachener Platz
zum Zwirngraben**
Alle Straßen und Plätze Berlins,
Behörden, Theater usw. finden Sie in
„Berlin in der Tasche“, dem praktischen
Stadt-Atlas auf 52 Einzelkarten. Für
12 Mark überall zu haben.
Die neue Kurt-Weiß-Baum- u. Hopp
und wird wieder von der Lewis Tuch
Bank geliefert.
Er erkundigte sich vorsichtig: „Ich
dachte, du ständest dich mit Henry
Gellenthin recht gut?“
„Wißt du damit sagen, daß ich auf
seine Kosten lebe?“
„Nein, aber er kann doch sicherlich
etwas für dich tun!“
„Ich möchte keinem Menschen dan-
bar sein müssen, Bernd“, antwortete
sie mit gerunzelten Brauen.
„Das ist doch dumm, Eitel! Nimm es
mir nicht übel über das ich an-
gestrichelt dummi!“
„In dieser Hinsicht verstehen wir uns
nicht mehr, Bernd! Das ist genug sein!
Auch ohne Henry Gellenthin werde ich
nicht umkommen.“
Es fiel ihm nicht schwer, für ihre
heftige Meinerung eine passende Er-
klärung zu finden: Wahrscheinlich
hatte der geldstrotzende Henry ihr
in Paris ganz einfach den Lauspaß
gegeben, da sie überflüssig geworden
war. Also brauchte er sich kein Ge-
wissen mehr daraus zu machen, wenn
er solcher Rücksichtslosigkeit gegenüber
ebenfalls rücksichtslos war. Auch Eitel
sollte keine Not leiden, wenn alles
überstanden und geluldet war. Einige
Tausend würden auch für sie abfallen,
und unter legendem erkundigten
Vormande würde er sie schon zur An-
nahme des Weibes bewegen können.
Unaufrichtig lachte er das Geheiß
wieder auf die Diamanten. Seine
Bitte, ihm die Sammlung noch ein-
mal zu zeigen, lehnte sie ab.
„Nein, Bernd!“ sagte sie mit einem
Nachdruck, aus dem er deutlich ihre
Zugl herauszören konnte. „Mein
Stück rühre ich an! Die Fäden des
Treffers waren in Ordnung. Die
Fäden haben genau so, wie der arme
John sie hineingestellt hatte; das
genügte mir. Berührt habe ich nicht!
Jetzt fürchte ich mich! Ich komme mir
vor wie ein Geistes, der auf seinen
Schiffen schlüft. Sobald es dunkel
wird, werde ich die Alarmanlagen ein-
schalten. Die Schlüssel zu dem Tresor
lege ich unter mein Kopfkissen. Ob
man sie bekäme, müßte man mich er-
schlagen.“
„Und tagsüber schleppst du die
Schlüssel mit dir herum?“
„Am liebsten läte ich es. Aber diese
riesigen Dinger lassen sich nicht so
leicht umherführen. In dem Wand-
schrank neben Johns Bett liegen sie
tagsüber wohl auch sicher genug.“
Sie zeigte ihm den Wandschrank, um
sein Urteil darüber zu hören, ob sie
sich tatsächlich auf die Sicherheit dieses
Aufbewahrungsortes verlassen konnte.
Auch die elektrischen Alarmanlagen
besichtigte er. Da er eine natürliche
Begabung hatte für alle technischen
Dinge, war er sofort im Bilde. Arto-
roffs Raubzug würde ohne sonderliche
Schwierigkeiten konstatieren gehen. Nur
der Wandschrank mußte gewaltsam
geöffnet werden, denn die trug den
Schlüssel ständig bei sich, und der
Beruch, ihr den Schlüssel heimlich zu
entwinden, hätte alles in Frage stellen
können. Das Schloß war aber ver-
hältnismäßig einfach und bot einer
geschickten Hand kaum Hindernisse.
Bernd war zuversichtlich und guter
Dinge. Mit Rücksicht auf Johns Tod
und Eitelns trübe Stimmung bewachte
er immerhin eine ernste und würdige
Miene. Er belohnte sich selbst, weil
ihn das so gut gelang.
Nachdem er noch erfahren hatte, daß
Henry Beauftragte kaum vor Ablauf
einer Woche eintriften würden, ver-
abschiedete er sich. Er war bei diesem
Abschied so glücklich, daß es ihm pein-
lich wurde.
„Du darfst nicht ungeduldig werden,
mein lieber Jungel!“ sagte sie mit
einem hilflosen Schächeln, das ihn be-
schämte. „Nun habe ich ja nur noch
dich, und auch dich nicht mehr allzu
lange. Nimm das als kleine
Entschädigung für eine Gefähr-
dung.“
Wie Bernd auf der Straße stand und
diesen Augen entronnen war, atmete
er auf. Solche Schwäche war lächer-
lich; mehr noch: sie war gefährlich!
Um die tägliche Neuanwendung
zu versuchen und sich selber vor
eine fertige Aufgabe zu stellen, rief er

„Hörst du traurig, Eitel?“
„Sie fuhr auf. „Traurig? Nein!
Warum? Weil du mich hier allein
lassen willst? Ach, Bernd, allein ist
man im Grunde genommen so immer.
Natürlich ist es mir nicht leicht, dich
ziehen zu lassen, aber Recht liegt ja
nicht außer der Welt. Und ich werde
nie es ist besser für dich... Am lieb-
sten täme ich mit!“
„Sein Gesicht nahm einen so er-
schrockenen Ausdruck an, daß sie ihn
bedrängte: „Ich stehe dir nur zur
Recht! Ich werde in der Hand
bleiben und mich möglichst rechtlich
zu ernähren versuchen. Vielleicht komme
ich einmal nach über John und Sag-
Eitelweilen aber: fahr allein und dort
besuchen!“
„Sie lehnte ihm über den Tisch hin-
weg die Hand. „Wenn soll's denn
losgelassen?“
„Recht! Recht! Wenn ich erst einen
Plan gefaßt habe, schreibe ich ihn nicht
gern auf die lange Bank.“
„Gut! Gut!“
„Aber was wird nun aus dir, Eitel?“
„Daselbe, was vor ein paar Wochen
aus mir geworden wäre, wenn die
Gellenthins mich nicht hierher geholt
hätten. Auch heute bin ich nicht ängst-
lich.“
Er erkundigte sich vorsichtig: „Ich
dachte, du ständest dich mit Henry
Gellenthin recht gut?“
„Wißt du damit sagen, daß ich auf
seine Kosten lebe?“
„Nein, aber er kann doch sicherlich
etwas für dich tun!“
„Ich möchte keinem Menschen dan-
bar sein müssen, Bernd“, antwortete
sie mit gerunzelten Brauen.
„Das ist doch dumm, Eitel! Nimm es
mir nicht übel über das ich an-
gestrichelt dummi!“
„In dieser Hinsicht verstehen wir uns
nicht mehr, Bernd! Das ist genug sein!
Auch ohne Henry Gellenthin werde ich
nicht umkommen.“
Es fiel ihm nicht schwer, für ihre
heftige Meinerung eine passende Er-
klärung zu finden: Wahrscheinlich
hatte der geldstrotzende Henry ihr
in Paris ganz einfach den Lauspaß
gegeben, da sie überflüssig geworden
war. Also brauchte er sich kein Ge-
wissen mehr daraus zu machen, wenn
er solcher Rücksichtslosigkeit gegenüber
ebenfalls rücksichtslos war. Auch Eitel
sollte keine Not leiden, wenn alles
überstanden und geluldet war. Einige
Tausend würden auch für sie abfallen,
und unter legendem erkundigten
Vormande würde er sie schon zur An-
nahme des Weibes bewegen können.
Unaufrichtig lachte er das Geheiß
wieder auf die Diamanten. Seine
Bitte, ihm die Sammlung noch ein-
mal zu zeigen, lehnte sie ab.
„Nein, Bernd!“ sagte sie mit einem
Nachdruck, aus dem er deutlich ihre
Zugl herauszören konnte. „Mein
Stück rühre ich an! Die Fäden des
Treffers waren in Ordnung. Die
Fäden haben genau so, wie der arme
John sie hineingestellt hatte; das
genügte mir. Berührt habe ich nicht!
Jetzt fürchte ich mich! Ich komme mir
vor wie ein Geistes, der auf seinen
Schiffen schlüft. Sobald es dunkel
wird, werde ich die Alarmanlagen ein-
schalten. Die Schlüssel zu dem Tresor
lege ich unter mein Kopfkissen. Ob
man sie bekäme, müßte man mich er-
schlagen.“
„Und tagsüber schleppst du die
Schlüssel mit dir herum?“
„Am liebsten läte ich es. Aber diese
riesigen Dinger lassen sich nicht so
leicht umherführen. In dem Wand-
schrank neben Johns Bett liegen sie
tagsüber wohl auch sicher genug.“
Sie zeigte ihm den Wandschrank, um
sein Urteil darüber zu hören, ob sie
sich tatsächlich auf die Sicherheit dieses
Aufbewahrungsortes verlassen konnte.
Auch die elektrischen Alarmanlagen
besichtigte er. Da er eine natürliche
Begabung hatte für alle technischen
Dinge, war er sofort im Bilde. Arto-
roffs Raubzug würde ohne sonderliche
Schwierigkeiten konstatieren gehen. Nur
der Wandschrank mußte gewaltsam
geöffnet werden, denn die trug den
Schlüssel ständig bei sich, und der
Beruch, ihr den Schlüssel heimlich zu
entwinden, hätte alles in Frage stellen
können. Das Schloß war aber ver-
hältnismäßig einfach und bot einer
geschickten Hand kaum Hindernisse.
Bernd war zuversichtlich und guter
Dinge. Mit Rücksicht auf Johns Tod
und Eitelns trübe Stimmung bewachte
er immerhin eine ernste und würdige
Miene. Er belohnte sich selbst, weil
ihn das so gut gelang.
Nachdem er noch erfahren hatte, daß
Henry Beauftragte kaum vor Ablauf
einer Woche eintriften würden, ver-
abschiedete er sich. Er war bei diesem
Abschied so glücklich, daß es ihm pein-
lich wurde.
„Du darfst nicht ungeduldig werden,
mein lieber Jungel!“ sagte sie mit
einem hilflosen Schächeln, das ihn be-
schämte. „Nun habe ich ja nur noch
dich, und auch dich nicht mehr allzu
lange. Nimm das als kleine
Entschädigung für eine Gefähr-
dung.“
Wie Bernd auf der Straße stand und
diesen Augen entronnen war, atmete
er auf. Solche Schwäche war lächer-
lich; mehr noch: sie war gefährlich!
Um die tägliche Neuanwendung
zu versuchen und sich selber vor
eine fertige Aufgabe zu stellen, rief er

vom nächsten Fernsprechautomaten
Artoff an.
„Nun sei so so weit. Er habe bring-
end mit ihm zu sprechen und bitte,
ihm noch heute abend eine halbe
Stunde freizumachen.“
Artoff hat ihn zu sich.
„Nur noch einmal hatte Bernd gegen
einen Anfall dieser entsetzenden
Schwäche anzugreifen.“
Zwischen ihm und dem Strafen war
alles besprochen, was zu besprechen
war, und als dann die Frage fiel:
„Mann also? Morgen?“ da legte sein
Zorn aus. Er konnte nichts antworten.
Er sah auf Artoff wie ein Verfluch-
ter, und schloß gleichgültig die
Morgensätze gegen den Strafen in sich
noch werden...
Eine Stunde nur, dann war das
überstanden. Die letzte Stunde hinter
ihm brach zusammen. Er sagte: „Wir
haben es nicht nötig, uns zu über-
hüten.“
„Aber wir haben auch keine Zeit
zum Jauern!“
„Es wäre unvorsichtig, also vor-
sichtiger zu handeln. Vielleicht in drei
Tagen?“ schlug Bernd vor.
Artoff war einverstanden: „Gut!
Am Freitag also!“
Bernd verfluchte sich noch ein-
mal, daß seiner Flucht nichts mehr
im Wege stand. Sein Fuß, der auf
einen englischen Namen lautete, lag
mit allen erforderlichen Werten versehen,
in Artoffs Schreibtisch. Eine Stunde
nach gelungenem Raub konnte er nach
Frankreich reisen, um von Marseille
oder Genoa oder Barcelona nach Süd-
amerika abzumachen.
Als er seinen Fuß nachdenklich be-
trachtete und seine Fluchtpläne über-
dachte, bestiel ihm lähmende die dumme
Bewegung, daß er niemals Genoa, Barce-
lona oder Marseille erreichen würde.
Es war Dummheit und Irrsinn,
solchen abendigen Räumungen überhaupt
Raum zu gewähren, aber es stand
nicht mehr in seiner Kraft, diesen
Irrsinn abzuschütteln. Mit einer
erschreckenden Heftigkeit schloß er,
daß es zwar geringen wäre, Eitel zu
überbügeln und die Sammlung zu
hehlen. Er sah die langen schmalen
Samtärten hier auf Artoffs Schreib-



Burg a. d. Elbe hat Bürger mit berühmten Namen

Ein Gastwirt und ein Bäckermeister tragen die Namen berühmter Namensvetter. Hoffentlich kommt in dieser materiellen Zeit keiner auf den Gedanken, daß es die Namensvetter selbst sind, nachdem viele von Bild- und Theater sich in kulturellen Berufen betätigen.



Mauergäste: Spanische Kinder bei einem Volksfest, bei dem kuriose Luftballons aufgelassen werden



Findige Berliner Jungens Sie haben sich mit einer Zeitplan und ihren Fahrrädern eine Zeit-Villa gebaut

